

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.04.2013, Nr. 93, S. 7

Kennst Du das Land, wo vieles blüht?

Italien fällt in den Augen vieler Deutscher derzeit aus seiner europäischen Rolle. Vieles, was nördlich der Alpen unverständlich erscheint, hat seine Wurzeln tief in einer Geschichte, die in manchem der deutschen ähnlich scheint, in der aber ganz andere Kräfte gewirkt haben.

Von Dr. Christiane Liermann

Als "Schicksalsschwestern" hat Golo Mann Italien und Deutschland bezeichnet. Man glaubt, sich gut zu kennen, man hat sich sogar besonders gerne. Umso größer ist dann die Enttäuschung, wenn die andere völlig aus der Rolle fällt. Aber fällt Italien aus der Rolle, wie es vielen Deutschen derzeit scheint? Oder ist vielleicht die Erwartung von deutscher Seite eigenwillig und einseitig? "Man reist aber in dies Land meist falsch ein. Nimmt schiefe Wünsche und Bilder mit oder wenigstens einseitige", kommentierte Ernst Bloch in einem hellsichtigen Aufsatz aus dem Jahr 1925 seine Begegnung mit Italien, das damals schon drei Jahre faschistischer Herrschaft hinter sich hatte.

Es lohnt sich, eine Reihe von Leitmotiven näher zu betrachten, um die "schiefen Wünsche und Bilder" dieses Landes südlich der Alpen etwas geradezurücken. Es sind Muster, die aus historischen Tiefengründen kommen. Solch eine weit ausholende Betrachtungsweise ist problematisch, wenn daraus stereotype Zuschreibungen abgeleitet werden: Wesensbestimmungen der Italiener und der Deutschen, die in alle Ewigkeit so sind, wie sie nun mal sind. Solche Kollektivkategorien besitzen zwar oft eine charmante Evidenz und erscheinen geradezu unwiderstehlich, taugen jedoch zur Erklärung nicht viel. Denn genaugenommen lässt sich weder angeben, wer "die Italiener" eigentlich sind (sieht man von der Staatsangehörigkeit als formalem Kriterium ab), noch lässt sich sagen, ob die Italiener in ihrer vermeintlichen Wesensart ein Produkt der italienischen Geschichte sind oder ob die Geschichte Italiens ein Produkt der vermeintlichen italienischen Wesensart ist.

Spannender und seriöser ist es, nach Kulturmustern zu fragen, die auch in der globalisierten Welt für Unterschiede zwischen den Gesellschaften sorgen. Auf dem Weg zu einem immer stärker vereinheitlichten Europa erleben sich die Europäer nicht nur unter dem Druck der gegenwärtigen Krise als ziemlich "verschieden", Deutsche und Italiener ganz besonders. Wieso eigentlich?

Vielleicht verführen eine Reihe von Parallelen in der deutschen und italienischen Geschichte der Neuzeit dazu, die Besonderheiten der

beiden Länder zunächst als zweitrangig abzutun. Die Parallelen sind augenfällig: Da ist etwa die Vielzahl unterschiedlicher Staatsgebilde in Deutschland und in Italien bis hinein in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts; die vergleichsweise späte nationalstaatliche Einigung unter Führung geographisch randständiger Monarchien (Piemont-Sardinien unter den Savoyern und Preußen unter den Hohenzollern); da sind Weltkriegstraumata und neuartige terroristische Diktaturen von rechts; nach dem Zweiten Weltkrieg die langjährige Dominanz christlich-demokratischer Parteien, die die Integration Europas vorantreiben; schließlich der Ausbau des Wohlfahrtsstaats, Protest und politische Gewalt in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Diese Liste ließe sich verlängern.

Nicht zu vergessen ist aber auch die große Tradition der Sehnsucht nach dem Süden, die über Jahrhunderte aus Italien die Projektionsfläche deutscher Utopien, Träume und Arkadien-Erwartungen gemacht hat. Ein Gang durch die Gemäldegalerie der Staatlichen Museen in Berlin, um ein Beispiel herauszugreifen, macht deutlich, wie stark Italien in der Phantasie deutscher Künstler präsent war - auffallend gerade im angeblich so germanisch-stolzen 19. Jahrhundert.

Ein zweiter Blick zeigt jedoch, dass der Weg beider Länder in die Moderne sehr unterschiedlich war. Die italienische Nation besitzt eine eigene Biographie, in der bis heute drei Prägekräfte am Werk sind: Da sind zum einen der Katholizismus als dominante Konfession und die Position Roms als der Hauptstadt der katholischen Christenheit - dieser Faktor wirkt nach, auch wenn die Gesellschaft sich in rasantem Tempo von den religiös vorgegebenen Sitten, Gebräuchen und Normen entfernt. Dazu gehören zweitens die Pluralität und Heterogenität der Deutungen der eigenen Geschichte. Damit wiederum hängt drittens die Tatsache zusammen, dass sich in der politischen Kultur Italiens zu keinem Zeitpunkt ein Staatsverständnis herausgebildet hat, in dem es, wie im Deutschen, die Figur von "Vater Staat" geben könnte. Wenn in Italien das Öffentliche-Allgemeine überhaupt mit einem Familienbild bezeichnet wird, dann geht es mit matriarchalischer Neigung nicht um "Vater Staat", sondern um "Mutter Kirche".

Sehen wir uns das Umfeld dieser drei Prägekräfte etwas näher an. Die Reformation hat in Italien nicht stattgefunden, jedenfalls nicht in ihrem radikalen Bruch mit dem römischen Kultus. Wohl vollzog sich eine moderate katholische Selbstreform im Kontext und Gefolge des Trienter Konzils, für die sich die protestantische Kampfbezeichnung "Gegenreformation" durchgesetzt hat. In Klammern sei angemerkt, dass der deutsche Blick auf Italien fast immer ein protestantischer war. Über Italien und die italienische Kultur äußern sich im deutschsprachigen Raum selten fromme Rom-Pilger, sondern auf Goethes Spuren meist protestantische Bildungsbürger und Gelehrte, deren schweres konfessionell-kulturelles Gepäck im Verein mit der Selbstgewissheit, die Speerspitze aufgeklärter Zweckrationalität zu repräsentieren, den Zugang zur üppigen Vielfalt der Erscheinungsformen des Katholischen nicht erleichtert.

Das Thema der "ausgebliebenen Reformation" und die Frage, was die Dominanz der katholischen Kirche für den Weg in die Moderne bedeutet, sind ein Dauerthema der italienischen Selbstreflexion. Eine extreme Antwort, die auf Machiavelli zurückgreifen kann, lautet, Katholizismus und katholische Kirche seien verantwortlich für den skeptisch-zynisch-frivolen Unglauben der Italiener, jener Kehrseite ihrer ebenso verbreiteten oberflächlich-magischen Religiosität. Gestritten wird über die Frage, ob die katholische Kirche das Volk dem politischen Gemeinwesen eher entfremdet oder es eher zu braven Untertanen und guten Bürgern formt. Zwei so unterschiedliche Intellektuelle wie der liberal-katholische Schriftsteller Alessandro Manzoni und Antonio Gramsci, der Gründer des Partito Comunista Italiano, vertraten die Ansicht, ohne den Katholizismus lasse sich eine nationale Identität der Italiener überhaupt nicht definieren. Die Kirche, so sagt die katholische Apologie, habe stets zum Volk gestanden. Während immer neue Invasoren einmarschierten und das Land eroberten, habe die Kirche die Italianità verteidigt. Dieses Argumentationsmuster konnte noch im Zweiten Weltkrieg gegen die deutschen Besatzer mobilisiert werden.

Dagegen wird bis heute in der Machiavelli-Tradition behauptet, eine frühe nationalstaatliche Einigung Italiens wie in Frankreich oder England sei dadurch sabotiert worden, dass sich die Kirche als Territorialstaat im Zentrum der Halbinsel eingerichtet und der Papst als Landesherr machtpolitische und religiöse Interessen miteinander verquickt habe. In dieser Sicht der Dinge ist die Kirche in Italien verantwortlich für Obskurantismus und Geheimherrschaft, die es gestatten, das Volk zum Nutzen der Mächtigen dumm und fügsam zu halten. So wird ihr die Schuld dafür gegeben, dass sich keine aufgeklärte Politik mit patriotischen Bürgertugenden und national-liberal-säkularer Identifikation mit dem modernen Staat herausgebildet hat. Am Ende wurde der italienische Nationalstaat durch Zerschlagung des Kirchenstaats gegründet. Aber er konnte und wollte nicht antikatholisch sein, jedenfalls nicht in der Vision seiner legendären Gründergestalt, Graf Camillo Cavour, der die Formel der "freien Kirche im freien Staat" in Umlauf brachte.

Dennoch haben die kulturkämpferischen Konflikte bitter nachgewirkt. Dauerhaft populär blieb die Auffassung, der geeinte Staat sei ein elitäres Minderheitenprojekt, gewissermaßen eine weitere Fremdherrschaft, gegen die die Kirche ihre Solidarität mit dem einfachen Volk geltend machte. Dadurch wuchs ihr nach dem Verlust ihrer staatlichen Macht eine neue soziale und ideologische Autorität von bis dahin unbekanntem Ausmaß zu. Was den Deutschen ihr protestantisches Pfarrhaus als Instanz der Herausbildung ihres spezifischen kulturellen Habitus, war den Italienern ihr katholisches Oratorio. Dazu gehörte die Tendenz, den modernen Zentralstaat als leviathanisches Monster und die Moderne insgesamt als Verfallsgeschichte der fortschreitenden Entchristlichung zu lesen. Solche bisweilen apokalyptisch grundierten Dekadenzvisionen ziehen in Italien von alters her anfallartige radikale Erneuerungs- und Erlösungsbewegungen nach sich. Spuren dieser radikalen Abwendung vom verhassten "System" lassen sich derzeit in der Bewegung von Beppe Grillo finden.

Das zweite Leitmotiv in der italienischen Geschichte heißt Pluralität, Rivalität und Konkurrenz der Geschichtsbilder. Denn aus dem tradierten, noch immer kulturprägenden religiösen Element ergibt sich keine konsensfähige Geschichtserzählung. Man trifft im Gegenteil auf eine Vielzahl von historischen Subjekten und Narrativen, die sich nicht zu einer nationalen Meistererzählung zusammenfügen. Erinnerung sei an die stolzen mittelalterlichen Stadtrepubliken und Signorien, die politischen Parteien, die katholische Kirche, die einzelnen vernationalen Staaten auf der Halbinsel - sie alle erzählen eigene Geschichten, die derjenigen des relativ jungen Nationalstaats mindestens ebenbürtig sind.

Diese Pluralisierung gilt erst recht seit dem Siegeszug des Revisionismus in der Geschichtspolitik der achtziger Jahre. Damals schwächten sich die ideologischen Gewissheiten ab, und das ideelle Gerüst, das sich die italienische Nachkriegsrepublik aus den Werten der Resistenza und des Antifaschismus konstruiert hatte, wurde morsch. Seither existieren viele verschiedene Vergangenheiten und Vergangenheitsbewältigungen. Dass der Faschismus und Mussolini dabei mitunter zum Bestandteil von Fernsehunterhaltung werden, illustriert den un abgeschlossenen, an den Rändern offenen Umgang der italienischen Gesellschaft mit ihrer eigenen Vergangenheit.

Tatsächlich gibt es keine gemeinschaftsstiftende Geschichte der Italiener, mit der sich das ganze Volk als demokratischer Souverän identifizieren könnte oder die zumindest unter den Eliten, unabhängig von ihren weltanschaulichen Differenzen, zustimmungsfähig wäre: Zu sehr war die italienische Vergangenheit von schweren inneren Auseinandersetzungen geprägt, zu disparat sind die Erfahrungen und Erinnerungen einzelner sozialer Gruppen. Immer gab es wortmächtige Außenseiter in Wissenschaft, Kunst und Kirche, die denjenigen eine Stimme verliehen, die sich vom gesellschaftlichen Hauptstrom ausgeschlossen sahen. Und es waren oft zahlenmäßig große Gruppen der Bevölkerung, die das Gefühl hatten, nicht dazuzugehören. Man denke an die katholisch geprägten Schichten der einfachen kleinen Leute, an die Heerscharen der Arbeitsmigranten, die Tagelöhner und Pachtbauern, das Elend im Süden. Diese Lebenswelten wurden in der hohen "offiziellen" Kultur kaum abgebildet, aber sie fanden Fürsprecher, die großen Einfluss auf das Selbstbild der Italiener hatten. Erinnerung sei an den sozial engagierten Priester Don Giovanni Bosco aus Turin, aber auch an die Filmemacher des Neorealismo, die aus den Außenseitern Helden mit der Würde eigener Geschichten machten.

An dieser Stelle wird ein dialektischer Rhythmus erkennbar, den man "typisch italienisch" zu nennen versucht ist und der für die Ausgewogenheit der Antagonismen zu sorgen scheint. Folglich muss das Fehlen eines Haupt- und Staatsnarrativs in Italien nicht unbedingt beunruhigen. Im günstigen Fall erweist sich eine solche Leerstelle als italienische Schule der Toleranz, in der zahlreiche unterschiedliche Herkunfts- und Zukunftsgeschichten gleichberechtigt erzählt werden können. Heute, da die ideologischen Gewissheiten verloren sind, sieht man freilich auch die Kehrseite: Die Vervielfältigung und die antagonistische Zersplitterung der italienischen Geschichtsbilder haben deren Marginalisierung verstärkt.

Die dritte Prägekraft ist mit den beiden ersten eng verbunden, und auch hier geht es letztlich um die Frage, warum man mit wem solidarisch sein will. Stark ausgeprägt ist in Italien ein über Jahrhunderte immer wieder bestärktes Verständnis des Staates, wonach dieser als feindlich, ausbeuterisch und fremdbeherrscht gilt. Der Staat: das sind die Anderen. Dem italienischen Staat, so wie er im 19. Jahrhundert entstanden ist, fällt es bis heute schwer, als Identifikations- und Loyalitätsmotor für die Nation als Ganze zu wirken. Geradezu sprichwörtlich ist eine Sentenz des piemontesischen Politikers Massimo D'Azeglio geworden, der die Herausforderung, vor der der Nationalstaat nach seiner Gründung stand, auf die Formel brachte: "Jetzt, wo Italien geschaffen worden ist, müssen die Italiener geschaffen werden."

Die Gelehrten streiten darüber, ob dieser Wunsch wenigstens phasenweise in Erfüllung gegangen ist. Man denkt dabei besonders an die Momente, in denen das patriotische Projekt die Massen erfasste und die Idee der nationalen Gemeinschaft die uralten regionalen und lokalen, religiösen oder politischen Loyalitäten zu ersetzen schien. Der Erste Weltkrieg und der Faschismus haben zweifellos als Antriebskräfte solch einer Solidargemeinschaft gewirkt, aber dies geschah in nationalistischem Furor und nicht im Geist demokratischer Bürgerschaft, wie ihn die antifaschistischen Kräfte propagierten. Deren Vorstellungen waren es, die der republikanischen Verfassung von 1948 eine breite gesellschaftliche Basis einschließlich der Kommunisten garantiert haben.

Um so leichter fiel es diesen politischen Strömungen, Abschied zu nehmen von der rein nationalen Optik. Es waren allerdings zunächst nur die Regierungsparteien rund um die Christlichen Demokraten, die die Hinwendung nach Europa vorantrieben, oder besser: die Rückkehr nach Europa, denn ihnen erschien die Mitgestaltung der europäischen Einigung als selbstverständliche Fortsetzung der eigenen europäischen Mission aus der Zeit vor dem Faschismus. Europa wurde für den Großteil der Führungsschicht Italiens zum maßgeblichen politischen Horizont, nicht zuletzt, da sich so die durch Mussolini zusätzlich diskreditierte nationale Ebene überspringen ließ. Europa bot das glückliche Ende der Geschichte des ewigen eigenen Ringens um "Augenhöhe" mit den anderen Mächten, besonders mit Deutschland.

Auf das Auseinanderdriften der machtpolitischen Gewichte Italiens und Deutschlands nach dem Zusammenbruch der bipolaren Welt reagierte die italienische politische Klasse daher maßlos enttäuscht. Die Revolution auf der weltpolitischen Bühne traf kausal zusammen mit dem Kollaps derjenigen politischen Formationen (Christliche Demokraten, Linke und die kleineren bürgerlichen Parteien), die sich in Italien am stärksten für Europa engagiert hatten - und die kein Konzept für eine Neuausrichtung der eigenen nationalen Position hatten.

Während sich das Außenverhältnis spürbar gewandelt hat, bleiben nach innen traditionsschwere Konstanten wirksam: In der politischen Kultur Italiens wie im Bewusstsein der einzelnen Bürger ist die wesentliche Bezugsgröße nicht das abstrakte Allgemeine, der "Staat", sondern

das Besondere, Konkrete und hier nach wie vor an erster Stelle: die Familie. Nicht der "Staat" als die verbindliche, objektive Struktur jenseits der Partikularinteressen bildet in Italien den Referenzrahmen des politischen Diskurses, sondern es ist der "Fürst", wie Niccolò Machiavelli ihn in seinem berühmten Traktat beschrieben hat. Gemeint ist damit nicht eine aristokratische Person, sondern die Macht und ihre Organisation, die keine neutrale Verwaltungsinstanz ist, sondern in den Händen von lebendigen Menschen liegt, die Einfluss und Macht besitzen und sie einsetzen, um ihre Gefolgschaft zu versorgen. Für Antonio Gramsci, der seine Schriften in den Gefängnissen des faschistischen Staates verfasste, sind die weltanschaulichen Massenparteien des 20. Jahrhunderts der moderne "Fürst", der alle seine Schlaueit und seine Kräfte einsetzt, um sich selbst als "Staat" im Sinne eines "Machtapparats" zu konstituieren.

Dieses Modell von Politik als Galaxie aus größeren und kleineren Machtzentren, die ständig den Machtproporz ausbalancieren müssen, damit jeder "Fürst" seine Leute mit einem Stückchen vom Kuchen versorgen kann, hat das Land geprägt. Nach 1945 wurde die Republik Italien eine Wohlfahrtsgesellschaft, allerdings eine, die nicht durch die regelgesteuerte anonyme Verwaltung funktioniert, sondern mittels persönlicher Kommunikation und Kompromissstrategien zwecks Alimentierung der zahlreichen Gefolgschaften. Der Einzelne identifiziert sich nicht mit dem Staat, der ihm fremd ist, sondern vertraut sich Personen oder organisierten Gruppen an - Parteien, Gewerkschaften, der Kirche, sonstigen Netzwerken, wie den Freimaurern. Sie genießen Loyalität und Respekt, wenn sie imstande sind oder scheinen, sich um ihre Leute zu kümmern. Dass er als Unternehmer vielen Menschen Arbeit gibt, ist für die meisten Wähler des ehemaligen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi entscheidend, nicht sein Spektakel auf der politischen Bühne.

Die Stabilisierung und Befriedung Italiens nach dem Bürgerkrieg, der Teil des Weltkriegs war, zeigt, dass die kapillaren Systeme sozialer Aushandlungsverfahren nicht von vornherein dysfunktional sind. Es sind Politikformen, die gerade auf deutsche Beobachter exotisch wirken, bisweilen abstoßend. Der von den Terroristen der Brigade Rosse 1978 ermordete christlich-demokratische Parteichef Aldo Moro, ein hochgebildeter, frommer Jurist aus Apulien, war der Meister dieser Proporz- und Kompromisspolitik, die auf die maximale Berücksichtigung und Integration möglichst aller gesellschaftlichen Interessen ausgerichtet war, gerade weil das Land tief gespalten war. Moros Politik stieß in Deutschland fast durchweg auf Unverständnis. "Byzantinisch" erschienen sein Stil und seine politische Rhetorik. Auf diese eigentümliche italienische Mischung aus Ritualen und flexibler Anpassungsbereitschaft wussten sich die deutschen Kommentatoren keinen Reim zu machen.

Mittels Klientelpolitik sollte auch jene Hürde gemeistert werden, die sich als einer der größten Konfliktherde erwies: die Integration des Südens. Dort waren die blutigen Schlachten der Nationalbewegung geschlagen worden, in denen Italiener gegen Italiener gekämpft hatten. Dort war um der nationalen Einheit willen ein stolzes altes Königreich zerschlagen worden, welches die fortschrittlichen Nationalliberalen

aus dem Norden gern als unerträglich reaktionär hinstellten, um seine Einverleibung in den neuen Staat zu rechtfertigen. Heute attestiert man der Bourbonenmonarchie im Süden durchaus Reformfähigkeit. Mit brutaler Repression wurden in den Jahren nach 1861 die Banden in Süditalien niedergekämpft, die sich in einer Mischung aus Rebellion, Armut und anarchischer Kriminalität der neuen Ordnung widersetzen.

Die Gewalterfahrung Süditaliens hat eine lange Geschichte, von der die Mafia heute noch zehrt. Deren diverse Zweige sind zweifellos die verbrecherischen Nutznießer des Versuchs, den Süden mit Hilfe einer Politik zu befrieden, die den dortigen Macht- und Interessengruppen entgegenkommt. Bis in die achtziger Jahre schien die Rechnung gesamtgesellschaftlich aufzugehen. Der Klientelismus schien ein hinnehmbarer Preis für die politische Stabilisierung des Südens zu sein. Heute jedoch, da dem Staat die Ressourcen dafür fehlen, will und kann sich der Norden auf diesen Tauschhandel nicht mehr einlassen. So ist der Süden wieder ein Faktor der sozialen und politischen Instabilität.

Der Süden bildet für die italienische Gesellschaft aber auch ein kulturelles Problem. Denn Mitgefühl mit dem Schwachen und Identifikation mit dem "Underdog" sind wichtige Begleiterscheinungen der italienischen Staatsferne. Die Distanz des Volkes zum Staat wurde von mächtigen Konkurrenten gefördert, die dem Staat das Monopol auf Fürsorge und Wohlfahrt streitig machten: Die Masse der "kleinen Leute" war Gegenstand der Zuwendung der Kommunistischen Partei Italiens wie des politischen Arms des Katholizismus in Gestalt der Democrazia Cristiana. Beiden war ein zumindest ambivalentes Verhältnis zum Staat zu eigen, stets begleitet von dem Verdacht, der Staat sei das exklusive Machtinstrument der Reichen und sowieso Mächtigen. Ein so beschaffener Staat verdient kaum Gehorsam und keine Loyalität, auch nicht vom Steuerzahler. Mit seinen Figuren Don Camillo und Peppone hat Giovannino Guareschi diese Nähe von Katholizismus und Kommunismus in Italien genial zum Ausdruck gebracht. Auch wenn die Ideologien, Milieus und Lebensweisen von Don Camillo und Peppone längst verschwunden sind, so hat sich in Italien etwas von deren Denkungsart erhalten, die man "Solidarismus" nennen könnte.

Dazu gehört die Bereitschaft, menschliche Schwäche gleich welcher Natur weder als Sünden-Strafe noch als tadelnswerten Mangel an Disziplin zu deuten, sondern als anrührendes Schicksal eines "armen Teufels", der Mitgefühl verdient. Der allgegenwärtige "povero diavolo" ist eine italienische Symbolfigur, die das Gegenteil der Vorstellung repräsentiert, der Mensch sei "seines Glückes Schmied". Gewiss imponiert die Gestalt des Aufsteigers, der wie Machiavellis "Fürst" im Stile von Silvio Berlusconi Macht und Besitz erobert. Aber der Mensch wird um seiner Schwachheit willen als Mensch geschätzt. Diese Einstellung fördert in der öffentlichen Kultur Italiens die Tendenz zur Vergemeinschaftung von Leistung und Verdienst ebenso wie von Verantwortung und Schuld: "Die Verhältnisse" erscheinen meist stärker als der Wille des Einzelnen.

Zwei bemerkenswerte Konsequenzen dieser Einstellung lassen sich beobachten: Die eine könnte man mit dem Philosophen Antonio Rosmini die "soziale Theodizee" nennen. Damit ist gemeint, dass politische Macht nur dann gerechtfertigt ist, wenn sie dafür sorgt, dass die Ungerechtigkeit der Verhältnisse korrigiert wird. Diese Auffassung von Politik als Dienst bildet einen Grundton italienischer Politikentwürfe, in die katholische wie sozialistisch-kommunistische Visionen einfließen und die sich in einem steten dialektischen Wechselspiel mit der machiavellischen Auffassung von Politik als Technik zum Machterwerb und Machterhalt befinden. Die beiden Massenparteien des Kommunismus und des politischen Katholizismus haben lange Zeit im Sinne dieser Dynamik als die großen Politisierungs- und Zivilisierungskanäle in Italien gewirkt, bis sie in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts verkrusteten und schließlich implodierten.

Zum "Solidarismus" gehört des Weiteren, dass in Italien angesichts schwach ausgebildeter Strukturen, die das Gemeinwesen verbindlich regeln würden, soziale Tugenden wie Aufmerksamkeit, Zugewandtheit, Mitleid, Freundlichkeit, Geduld, Respekt vor dem Alter hoch entwickelt sind. Die Nachsicht mit der menschlichen Schwachheit gilt dabei auch politischen Ehrgeizlingen: Wem es so wichtig ist, sich zur Schau zu stellen, der soll es halt tun. Zu ernst muss man die Politik gar nicht nehmen, zumal man ihr sowieso nicht viel zutrauen sollte.

Die ausgeprägte kommunikative Kompetenz der italienischen Gesellschaft ist mithin zugleich Ursache und Folge einer sozialen Organisationsform, die von den direkten zwischenmenschlichen Beziehungen lebt. Kleine Alltagsepisoden belegen jederzeit, dass im Zusammentreffen von Menschen nicht deren rasches Fortkommen, sondern Kommunikation Zweck des sozialen Handelns ist. Italien war schon immer ein Land, in dem sich Völkerschaften mischten, anpassten und versuchten, sich miteinander zu arrangieren. Nicht von ungefähr ist Italien das Land mit der weltweit höchsten Zahl von Nachnamen: ein Indiz für die Vielfalt derer, die im Laufe von Jahrhunderten angekommen und geblieben sind. Von Walter Benjamin stammt das kluge Wort, die italienische Kultur erscheine "porös"; die kultursoziologischen Beobachtungen bestätigen den Eindruck des Durchlässigen, Integrativen, Unabgeschlossenen, Beweglichen.

Rätsel und Zauber der italienischen "Kulturmuster" liegen in dem kompromissfähigen Offenhalten-Können von Lebenssituationen zwischen Bewahren und Verändern, mit einem immensen Gespür für Kontinuität - und das in der Kunst, in der Politik, selbst im Gespräch scheinbar verfeindeter Parteien. "Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, müssen wir zulassen, dass sich alles ändert", lautet einer der bekanntesten Sätze der italienischen Literatur. Er stammt von dem sizilianischen Aristokraten Giuseppe Tomasi di Lampedusa, der mit seinem epochalen Roman "Der Leopard" eine Art Autobiographie des modernen Italien mit seinen vielen, vielfältigen Geschichten entworfen hat, einschließlich ihrer monumentalen Überzeichnung und nostalgischen Verklärung. Aber auch so oder gerade so helfen solche Selbstbilder, die "Schicksalsschwester Italien" mit ihren besonderen Kulturmustern vielleicht ein wenig besser zu verstehen, und wer weiß: womöglich von ihr zu lernen.

Die Verfasserin ist seit 1995 Wissenschaftliche Referentin beim Deutsch-Italienischen Zentrum Villa Vigoni in Loveno di Menaggio (CO), Italien.

Bildunterschrift: Giorgio de Chirico, Oktoberfest,
1924, Tempera auf Leinwand, 135 × 183 cm,
Privatsammlung © VG Bild-Kunst, Bonn 2013.

Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main
Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf www.faz-rechte.de